Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchen es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadthofhändlern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, dem illustrirten Blatt „ULK“, der feuilleton. Montags-Ausgabe „Zeitgeist“, der „Technischen Rundschau“, dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 56/57, Prinzenstr. 41 angenommen
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 290. **Berlin, Mittwoch, den 10. Juni 1896.** **XXV. Jahrgang.**

Prinz Mehemet Ali, des Khediven Bruder.*)

(Von unserem Korrespondenten.)

△ **Paris,** im Juni.

Es ist erst Jahrzehnte her, da war Paris die gastfreieste der Städte. Es war nicht sein kleinster Ruhm, daß es den Verfolgten ein sicheres Asyl war, daß es die Verbannten schützte, die trauernden Patrioten tröstete. Das ist einige Jahrzehnte her. Aus der gastfreiesten der Städte ist inzwischen die ungastlichste geworden; so ruhige Blätter wie der „Soleil“ ermahnen heute ihre Leser, sich die Unbekannten sorgsam vom Leibe zu halten, denn „wenn es zu spät ist, sieht man sich einem Schwindler gegenüber, einem Gauner und vielleicht einem Fremden.“... Das klingt nicht gerade gastlich.

Aber obgleich diese Stadt aufgehört hat, eine Beschützerin und theilnehmende Trösterin zu sein, kommen, wie in einer alten Gewohnheit, noch immer Diejenigen zu ihr, denen man die Heimath vergällt hat. Es ist nicht lange her, da traf ich in einem nur von Böhmen aufgesuchten Bierkeller unter den Kolonnaden des Palais Royal einen flüchtigen Omladinisten, einen armen, nicht gerade geistesstarken Schullehrer, der zu Fuß von Böhmen nach Paris gewandert war, von dem Reiz dieses Namens „Paris“ angelockt. Und wie viel Polen, wie viel Jungtürken, wie viel Egypter hört man hier von ihren patriotischen Beklemmungen erzählen! Dies alles verliert sich, versinkt, verschwindet in dem Strudel dieser Stadt, die heute praktischere Freundschaften sucht und so weit entfernt ist von der weichen Sentimentalität jener Tage, da sie die Wunden der Polenhelden pflegte . . .

Unter all Denen, die hier von den Schmerzen ihres Vaterlandes sprachen, habe ich Keinen getroffen, der sympathischer und — schon wegen der Stellung, die er einnimmt — interessanter gewesen wäre als der Prinz Mehemet Ali, der Bruder des Khedive von Egypten, der zweite Sohn Taufik Paschas, den ich durch Vermittelung eines liebenswürdigen, in Kairo lebenden und freiwillig für die egyptische Sache streitenden Freundes kennen lernte. Der Prinz war einige Wochen in Paris, und man konnte ihn an jedem Nachmittag seine beiden Rappen durch das Bois de Boulogne lenken sehen. Er war in keiner politischen Sendung hier und hat kaum einen Politiker gesprochen. Er spielt nicht den politischen Missionär, noch weniger den patriotischen Märtyrer. Er ist dreiundzwanzig Jahre alt, und selbst wenn man die Schule der Prinzen und selbst wenn man die Schule der Unterdrückten genossen hat, ist man mit dreiundzwanzig Jahren selten ein „unentwegter“ Politiker.

Er liebt das Amüsement, und ich bin überzeugt, er genießt es als Enthusiast. Und so spricht er als Enthusiast von seinem Vaterlande, von seinen Freunden, von all Denen, an die er glaubt und auf die er hofft. Dieser Enthusiasmus, der noch gesteigert wird durch die Heftigkeit des südländischen Temperaments, diese jugendliche Frische, dieses Ungespielte, Ungekünstelte und Natürliche seines Wesens machen ihn so sympathisch.

* * *

Berlin kennt der Prinz sehr gut, er hat die Stadt gern, hat viele Freunde dort — besonders jetzt unseren bisherigen Vertreter in Egypten, den Baron v. Heyking — und freut sich, Stadt und Freunde wiederzusehen. Er freut sich auch auf die Ausstellung und will das alles acht Tage lang „inkognito“ genießen. Hinterher erst wird er dann ein offizieller Prinz werden. Der Kaiser wird ihn empfangen. Und er äußerte lebhaft und wieder enthusiastisch seine Freude über diese Aufforderung zu dem Besuch am kaiserlichen Hof . . .

„Ja, ich freue mich, den Kaiser zu sehen. Ich hatte gar nicht daran gedacht — ich war sehr glücklich, als mir der türkische Botschafter hier die Mittheilung machte. Ich werde dem Kaiser sagen, wie wir ihn in Egypten verehren, und daß wir glücklich sind, daß er uns nicht vergessen hat.“

Der Prinz hat den Kaiser schon zweimal gesehen. Zuerst, als er mit seinem Bruder Abbas in Berlin war. Dann, als er ihm auf einem Ball in Stockholm beim König von Schweden begegnete. Er spricht von dem Kaiser in Ausdrücken äußerster Verehrung. Er erzählt, wie der deutsche Kaiser in Egypten populär geworden sei, seit er die berühmte Depesche an den Präsidenten Krüger gesandt. „Sie glauben garnicht, was das bei uns für einen Eindruck gemacht hat!“ sagt er. Und dann, von jener anderen Depesche sprechend, die Kaiser Wilhelm bei der Eröffnung der Ausstellung „Kairo“ als Dank und Glückwunsch an den Khedive sandte, erzählt er:

„Ich war nicht in Egypten damals. Aber hier die jungen Herren sind gleich zu mir gekommen, die sich mit Politik beschäftigen, und aus Egypten hat man mir geschrieben: „Jetzt wird's besser! Der deutsche Kaiser hat ein so gutes Telegramm an den Khedive gesandt!“ Ich habe ihnen natürlich gesagt, das sei nichts Politisches, aber es war doch für unser armes Land wie eine Stärkung. Ach, wenn Sie wüßten, wie decouragirt das Volk ist!“

Es wurde von der jungen Generation der Egypter gesprochen, und der Prinz sagte:

„Ja, die Alten sind natürlich bequem und phlegmatisch. All die Leute bei uns, die ein bischen was können und was arbeiten und was für ihr Land thun, sind junge Leute. Sie waren alle in Europa, wie mein Bruder und ich, in Deutschland, in Frankreich oder Oesterreich, und haben was gelernt. Sie sind Patrioten, wie mein Bruder.“

Unter denjenigen Europäern, welche längere oder kürzere Zeit in Egypten gelebt haben, sind besonders zwei, denen der Prinz eine begeisterte Freundschaft bewahrt hat: Baron v. Heyking und Erzherzog Franz Ferdinand, der möglicherweise eines Tages den habsburgischen Kaiserthron erben wird. Für Baron v. Heyking findet der Prinz nicht genug Worte des Rühmens und Lobens: „Das ist ein prächtiger Mensch. So ein gescheidter, wohlwollender, ernster Mensch. Das ist ein Freund.“ Und vom Erzherzog sagt er: „Es wird so viel Falsches über ihn geredet. Zuerst hatte ich das alles auch geglaubt. Aber dann habe ich gesehen, daß er ein famoser, liebenswürdiger, intelligenter Mensch ist. Ja, wenn der käm'! Der kennt unsere Verhältnisse, der war auch in Indien und hat da was gesehen! Zuletzt noch, beim Tode vom Erzherzog Karl Ludwig, als ich ihm telegraphirt habe — Sie glauben gar nicht, in was für einem lieben Telegramm er geantwortet hat — man kann nicht lieber sein!“

Und der Prinz kehrt wieder zu dem Lobe des Barons von Heyking zurück und zieht einen Vergleich zwischen dem bisherigen deutschen Bevollmächtigten, den er und sein Bruder mit Betrübniß von Kairo scheiden sahen, und einigen englischen Funktionären. . .

* * *

Man kann von dem Bruder des Khedive nicht gut verlangen, daß er die Engländer lieben solle. Man kann Jemand zum Fressen gern haben, aber wenn man selbst von ihm gefressen wird, so ist das nicht gerade ein Grund zu verliebter Leidenschaft. Aber, sei es Klugheit, sei es, ich weiß nicht, was, der Prinz spricht ohne jede Erbitterung von der englischen Regierung, er spricht mit einem hohen Respekt von dem englischen Volk. Seine Klagen und seine in aller Erregung stets gemäßigten Anklagen treffen nie England als Nation, nie Regierung, nie Volk, sie treffen die fünf oder sechs englischen Funktionäre, welche heute Egypten auf ihre Weise verwalten, und über deren Mißwirthschaft auch ein kürzlich erschienenes Buch „Egypten unter englischer Okkupation“ von Hans Resener beweiskräftig, wenn auch ein wenig zu leidenschaftlich berichtet.

Ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, hat sich der Prinz über die eigenmächtigen Uebergriffe einzelner Persönlichkeiten geäußert, und alles, was er in dieser Beziehung sagte, klang nur gerecht und schien durchaus nicht auf parteiischer Voreingenommenheit zu beruhen. Aus begreiflichen Gründen möchte ich auf eine detaillirte Kritik der englischen Verwaltung, die durchaus nicht nur eine absprechende Kritik war, hier nicht weiter eingehen. Der Prinz hat immer wieder erklärt, nicht als Politiker, sondern als Privatmann zu sprechen, als ein Privatmann, der sein Volk unter Verwaltungsmißbräuchen leiden sieht und den Wunsch hegt, daß die öffentliche Meinung Europas über die wahre Lage seiner Landsleute aufgeklärt werde . . .:

„Was wollen wir denn von den europäischen Mächten? Wir wollen nichts, nichts, als daß man sich ein bischen um uns kümmert. So geht es nicht weiter — unser Volk verarmt und geht unter. Sie können die Leute zählen, die heute noch etwas bei uns besitzen, — wir haben fünf oder sechs, die man „reiche Leute“ nennen könnte, — und höchstens!

Sehen Sie einmal Griechenland — das hat immer die europäischen Mächte hinter sich gehabt, obgleich es durch seine geographische Lage gewiß nicht wichtiger für Europa war als wir durch die unsere. Wir sind arme Leute, wir haben Niemand, der für uns nach Europa geht und den Mächten zeigt, wie die Dinge bei uns wirklich liegen.

Und Europa wäre uns doch vielleicht auch ein bischen zu Dank verpflichtet. Was hat Egypten nicht alles für die Erforschung von Afrika gethan! Alle europäischen Forscher sind zu uns gekommen, und wir haben sie unterstützt und haben ihnen unsere egyptischen Soldaten mitgegeben. Mein Großvater besonders. Junker, Schweinfurth und so Vielen haben wir immer beigestanden, wir haben unsere Soldaten zur Erforschung des Kongo geliehen, wir haben alles gethan, was wir konnten.

Ich habe keine Furcht, offen von den Mißständen zu reden, ich gehe von Berlin wahrscheinlich auf vierzehn Tage nach London und werde da ganz dasselbe sagen. Ich genire mich nicht. Ich werde ihnen sagen: Gut, regiert uns, aber regiert ordentlich! Laßt da nicht drei oder vier Leute machen, was sie wollen! Seht, daß das Volk nicht verarmt und nicht bedrückt wird, daß es zufrieden ist! Ich bin kein Politiker, ich wollte mich am liebsten gar nicht darein mischen. Nicht, daß ich Angst hätte. Wovor denn? Ich bin ein junger, lediger Mann, ich habe mein Geld, was ich brauche, ich kann leben, wo und wie ich will. Nur — das alles fällt nachher auf meinen Bruder zurück. Aber es muß schließlich doch mal gesagt werden.

Mein Bruder und ich, wir wollen ja nichts für uns. Ich bin Prinz — ich würde es gern nicht sein, wenn damit was geholfen wäre. Und mein Bruder — ach, er würde gern auf alles verzichten, wenn es sein müßte. Ich weiß es bestimmt. Was hat er denn jetzt? Er hat seinen Platz als Khedive. Er wollte ihn gern nicht haben, wenn das Land nur glücklich wäre. Er hängt nicht so an dem Titel, er wollte schon gern ein unabhängiger Privatmann sein, wenn er damit nützen thäte.“

* * *

Der Prinz ist, wie schon gesagt, von der Mittheilung, der Kaiser von Deutschland wünsche ihn in Berlin zu empfangen, freudig überrascht gewesen. Wirklich überrascht — denn die Mittheilung war ihm gänzlich unerwartet gekommen. Er ist nicht so optimistisch, an diese Aufforderung, am Hofe des Kaisers zu erscheinen, weitgehende politische Hoffnungen zu knüpfen. Aber er empfindet für den Kaiser eine herzliche, ehrliche Dankbarkeit. Drei- oder viermal, wenn das Gespräch dahin führte, sagte er: „Man weiß doch wenigstens daß Jemand da ist . . .!“

Er bekannte, daß das Vertrauen der Egypter in den Beistand Frankreichs stark geschwunden sei, und daß die meisten seiner Landsleute eine englische Okkupation noch einer französischen vorzögen. Die Frage, wie und auf welchem Wege eine Räumung Egyptens einmal herbeizuführen sein werde, wurde in dem Gespräch nur leicht gestreift — es ist verständlich, daß der Prinz, der keineswegs danach strebt, eine politische Rolle zu spielen, zu dieser politischen Frage nicht Stellung nehmen konnte. Wiederum aber ist er nicht Optimist genug, an eine europäische Konferenz zu glauben, zu welcher in der That wenig Stimmung in Europa vorhanden zu sein scheint. Er würde es einstweilen für einen großen Erfolg halten, wenn Deutschland im Verein mit Rußland und Frankreich eine wohlwollende Haltung gegenüber Egypten einnähme und sein Wohlwollen deutlich markirte, und wenn die Aufmerksamkeit Europas auf jene Verwaltungsmißstände gelenkt würde, durch die, seiner Ansicht nach, die egyptische Bevölkerung ihrem moralischen und materiellen Ruin entgegengeführt wird.

Das, was man „Geschichte“ nennt, wird nicht mit „Sympathien“ gemacht, und in der Politik unserer Tage spielt die Sentimentalität eine geringere Rolle als in den politischen Romanen der Gregor Samarow. Der Prinz ist klug, aufgeweckt und trotz allem Enthusiasmus nüchtern genug, um zu wissen, daß Sympathien noch zu nichts verpflichten, Sympathien, die man ihm in Berlin zweifellos, und mit vollem Recht, in reichem Maße entgegenbringen wird.

*) Nachdem gestern Abend Prinz Mehemet Ali Pascha, der Bruder des Khedive, vom Kaiser im Neuen Palais zu Potsdam empfangen worden ist, erhält das obige Interview, das der Prinz unserem Pariser Korrespondenten vor seiner Abreise nach Berlin gewährte, ein besonderes aktuelles, politisches Interesse.

---

* Bei der Berathung des Gesetzentwurfs über das **Vereins- und Versammlungswesen** hat Staatssekretär v. Bötticher erklärt, der Bundesrath werde auf Grund der Beschlüsse zweiter Berathung zu dem Gesetzentwurf Stellung nehmen. Wie wir hören, wird der **Bundesrath** in den nächsten Tagen über die Reichstagsbeschlüsse in Berathung treten.

---

* Das **Beileids-Telegramm,** welches **Kaiser Wilhelm aus Anlaß des Todes Jules Simons** an den Präsidenten der französischen Republik richtete, hat, wie bereits im Feuilleton der gestrigen Abendnummer gemeldet, zu einer **dreisten Fälschung** Anlaß gegeben, der auch die offiziöse „Agence Havas“ zum Opfer gefallen ist. Von unserem Pariser △-Korrespondenten erhalten wir dazu folgendes Privat-Telegramm:

Die „Agence Havas“ hat das ihr zugegangene Manuskript mit dem gefälschtem Text des kaiserlichen Telegramms dem Staatsanwalt übergeben. Die Direktion der „Agence“ sucht die übereilte Verbreitung des apokryphen Telegramms durch die große Hast zu entschuldigen, mit welcher Nachts die Arbeit auf dem Büreau zu geschehen habe. Charakteristisch ist, daß während sich kaum ein Blatt findet, das die unverantwortliche Uebereilung der „Agence“ tadelte, Abends noch sich Stimmen in der Presse finden, welche die Fälschung zum Anlaß nehmen, gegen Deutschland und den deutschen Kaiser zu hetzen. Dazu gehört der „Jour“, welcher dem Kaiser das Recht bestreiten zu müssen glaubt, sich in die Trauer oder Freude Frankreichs einzumischen. Er wäre unter solchen Umständen vielleicht doppelt interessant, zu erfahren, von wem die Fälschung, deren Hetztendenz klar zu Tage liegt, eigentlich ausgegangen ist.

Wir geben indessen die Hoffnung nicht auf, daß sich der ruhige und einsichtige Theil des französischen Volkes dieser unwürdigen chauvinistischen Hetze fernhalten wird.

---

* Wie immer nach großen Festen, wo die Persönlichkeiten verschiedener Nationalität, verschiedenen Charakters und verschiedenen Ranges in nähere Beziehungen gebracht werden, so tauchten auch aus **Moskau** nach dem **Abschlusse** der **Krönungsfeier** verschiedene Zwischenfälle auf, die da zeigen, daß auch in dem polizeimäßig reglementirtesten Staate nicht immer alles nach der vorgeschriebenen Regel verläuft. So erzählt man uns, daß beim Feste, das die russische Presse den Vertretern der ausländischen Journalistik gegeben hat, nicht nur die Vertreter deutscher Blätter Ursache hatten, in ihrem Nationalgefühl peinlich berührt zu sein, wie das schon von unserem ‡-Korrespondenten aus Moskau in einem seiner

Hierzu die Wochenbeilage „Technische Rundschau“ No. 24.